

Mit der Nacht kommt die Klarheit. Aus der staubigen Hektik des Tages bricht am Abend ein tausendfarbiges Treiben hervor. Alles leuchtet. Als habe die feuchte, schwere Dunkelheit den alles bedeckenden Smog gebunden und sanft zu Boden gezogen, beginnen Menschen und Dinge in ungeahnter Kraft zu strahlen. Wo bei Tag die Sonne kaum durch die Dunstglocke bricht, werden plötzlich vereinzelte Sterne sichtbar.

Wer in der aus allen Richtungen hervorquellenden Masse treibt, wendet den Blick nicht nach oben, zu gewaltig ist das Lichtspiel der Straße. Die Verwandlung ist absolut: Wo tagsüber die endlosen graubraunen Häuserfronten die ohnehin schmalen Straßen zu stickigen Schläuchen verengen, blühen plötzlich Hinterhöfe, Plätze, ja ganze Arkaden in verschwenderischer Fülle. Grell fällt das Licht der Obststände, das die in unglaubliche Höhen gestapelten, wasserglänzenden Früchte in überwirkliche Farben taucht, auf die Straßen. Verführerisch lodern die Fackeln vor den Teehäusern und Cafés, und das Auge kann sich kaum satt sehen am grotesken Pastell in den Auslagen der Bekleidungsgeschäfte. Von überall her dringen Stimmen, Rufe, Musik. Die Luft ist durchtränkt von den rasch wechselnden, immer aber tiefen Gerüchen der Röstereien, Grillstände und Gewürzhändler.

Selbst die Bettler, die bei Tag, in Ecken kauernd, ihre Taschentücher anbieten, sind von der Verwandlung erfasst; erhobenen Hauptes und mit weit von sich gestreckter Ware laufen sie durch den nie nachlassenden Strom. Verschwunden ist die latente, träge lauernde Aggressivität des Tages, aufmerksam funkeln die Augen in den sonst schlaftrig verkniffenen Gesichtern der Händler. Selbst die allgegenwärtigen Autos, die sich zu sechst oder siebt auf drei Spuren drängeln, scheinen gegen Abend von jenem geheimnisvollen Gleiten erfasst, dessen Rhythmus auch die stetig vorwärts drängende, nie aber hektische Masse bestimmt.

Nur an bestimmten Punkten verlangsamt sich der stete Fluss und entlässt die Er-schöpften in die Rast. *Midan* – auf diese kreisförmigen Plätze steuern nach etwa einer Meile alle Straßen sternförmig zu. Der Aufbau ist immer der gleiche: In der Mitte einer trotz allgemeiner Wassernot stets grünen Rasenfläche, die mancherorts sogar einige geduckte Blumen hervorgebracht hat, thront das bronzenen Denkmal des jeweiligen Namensgebers. Begrenzt wird diese Fläche von flachen Eisenläufen nach viktorianischem Vorbild, während die umlaufende Straße von Cafés und Geschäften gesäumt wird. Auf diesen Läufen findet der Ruhe Suchende, anders als in den häufig den Einheimischen vorbehaltenen Straßencafés, umstandslos Platz zwischen telefonierenden Männern und jungen Paaren, die wortlos im geforderten Abstand beieinander sitzen.

Ein flinker Junge, vielleicht vierzehn, läuft unablässig umher und nimmt Bestellungen auf, bringt Tee, Kekse oder, für die Wohlhabenderen, Getränkedosen aus

den umliegenden Cafés. Auch versäumt er es nicht, vereinzelt auftauchende Fremde mit der offensichtlich von Präsident Mubarak persönlich angeordneten Grußformel *Welcome to Egypt* anzureden. Sein Lachen klingt herzlich. Wie überall in Ägypten bleiben Leistung und Bezahlung strikt getrennt, als gelte es, das Ökonomische des gegenseitigen Umgangs zu verschleiern. Das Vertrauen des Jungen röhrt, insofern es ein Leichtes wäre, in der Masse zu verschwinden. Doch es ist deutlich zu spüren, dass ein solcher Betrug, sosehr auch das Feilschen und Tricksen Bestandteil des täglichen Lebens ist, hier undenkbar bleibt.

Befremdet von diesem so europäischen Gedanken, der das geheime Gesetz dieser zugleich wilden und doch vollkommen sicher scheinenden Öffentlichkeit nicht zu fassen vermag, kehrt mein Bewusstsein zurück. Die Betäubung der Straße lässt nach. Wer in der Masse treibt, ist praktisch jeder Verantwortung enthoben, und in der Sechzehnmillionenstadt gerät in die Masse, wer vor die Tür tritt. In ihrer schieren Größe zwingt die Stadt dazu, alles Eindringende fraglos hinzunehmen, jeder Eindruck wird von drei weiteren sofort überspült. Und doch sorgt die Stadt für ihre Menschen, die sie erst in die Erschöpfung und anschließend an einen sicheren Ort inmitten des Chaos treibt, wo sie sich ihren Bildern hingeben dürfen. Schon stellt sich eine angenehme Müdigkeit ein. Die Geräusche, Bewegungen und Gerüche um mich herum verschwimmen, und mit der Ruhe kommen die Bilder.

Die Rufe der Muezzins. Klar und deutlich hebt sich das tausendzüngige Mittagsgebet von den diffuser werdenden Geräuschen der unmittelbaren Umgebung ab. Ich stehe auf der Zitadelle hoch über der Stadt, die im dichtesten Mittagssmog liegt und kaum mehr ist als eine vage Anordnung aller Schattierungen von Braun und Grau. Die Zitadelle selbst wäre unspektakulär, thronte nicht in ihrer Mitte die *Muhammed-Ali-Moschee*, eine im Detail durchaus feine und im unteren Bereich aus edelstem Stein detailverliebt gearbeitete, im Gesamteindruck aber schmucklos betonträchtige Kopie der Istanbuler *Hagia Sophia*. Der von unzähligen nervösen Soldaten auf langen, heißen Zufahrtswegen geschützte Bau, dessen Innenhof heute von westlichen Touristinnen bevölkert wird, die das zur Bedeckung von Schultern und Beinen gereichte Tuch mit einer merkwürdigen Mischung von ausgestellter Toleranz und unwilliger Verachtung überwerfen, ist nach einem rücksichtslosen Schlächter und visionären Machtpolitiker benannt: 1811 beendete Ali in der engen Auffahrt zur Moschee die fast sechshundertjährige Herrschaft der Mamelucken, indem er die unter einem Vorwand herbeigelockten Führer niedermetzeln ließ. Die unter seiner Regentschaft sich vollziehende Europäisierung Kairos, die unter anderen Flaubert und Marc Twain anzog, ist heute Geschichte. Nur die französischen Häuser, die während Napoleons Intermezzo entstanden und über deren verspielten Fassaden heute längst weitere, schlichte Stockwerke thronen, sowie die unter der langen britischen Besatzung hinzugekommenen Teehäuser und Clubs künden vom vergangenen Glamour. Längst ist das dekadente Leben auf einige wenige touristische Zonen beschränkt. Der Putz blättert von jenen verlassenen Gebäuden, auf deren zerschlagenen Neonschildern nur noch mühsam verheißungsvolle Namen wie *Moulin Rouge* oder *Varieté Oriental* zu entziffern sind. Hier feierte der westliche Jetset zwischen den Kriegen, während deren Kairo den alliierten Offizieren als Refugium diente. An diesem heißen Mittag aber zeigt sich allen Bestrebungen Mubaraks nach moderater Verwestlichung zum Trotz, dass es schon lange wieder die Religion ist, die das letzte Wort spricht.

Tausendfach tönt es aus dem schemenhaft im Smog versunkenen Häusermeer zu Allah. Sind zunächst noch einzelne, allesamt blechern durch die Mikrofone scheppernde Predigten und Gesänge zu unterscheiden, schwelen die Laute mit der Zeit zusammen zu einem einzigen Geräusch, das zugleich Gesang und Erklärung, ekstatisch und politisch ist. Gegen Ende dringt ein einziger Laut in den Himmel, und von der hohen, hellen Mauer der Zitadelle scheint es, als erhöben sich plötzlich die über tausend Minarette aus dem grauen Einerlei, wüchsen mit dem Gesang in den Himmel und überwucherten die Stadt. Ein großer Friede liegt in diesen Tönen, aber auch das feste Versprechen, diesen Frieden, und sei es mit Gewalt, zu verteidigen. In der Tat werden mir immer wieder Trauben von Männern auf ihrem Weg in die Moschee begegnen, und gerade dort, wo sich das dem Westen geöffnete Kairo mit den heiligen Stätten berührt, mischen sich unter die sonst freundlichen die ersten feindlichen Blicke.

Die religiöse Spannung ist schwer zu fassen. Während die Zeichen tiefer Religiosität nur auf den zweiten Blick überall sichtbar werden, gehört die publizistische Öffentlichkeit ganz dem globalisierten Lebensstil. Die Stadt ist plakatiert mit gelben Wimpeln der Teefirma *Lipton* sowie dem Konterfei des Präsidenten, auch fehlen nicht die allfälligen Logos der Globalisierung: Hilton, Nike, McDonald's an jeder Ecke. Und doch scheint dieses glatte Gesicht der modernen Metropole nur geduldet, ein notwendiges Stillhalten auf dem Weg zu einem anderen Gesicht. Die Risse in der glatten Oberfläche der vertrauten Markenzeichen sind klein, aber unübersehbar. Es scheint, als habe die alte Ordnung sich von der Oberfläche zurückgezogen und die Fassaden dem Gegner überlassen, unterdessen aber die Räume hinter den blinkenden Schildern besetzt. Zwischen den Läden der *global players*, aber auch der lokalen Händler finden sich überall kleine Gebetsräume, halb verborgene Moscheen und Koranschulen. Wo immer eine unauffällige Tür sich kurz öffnet und einige in Kaftane gehüllte Gestalten entlässt, wird ein schmuckloser, überfüllter Raum oder ein Flur voller ausgetretener Schuhe sichtbar, oft dringt ein leises Gebet auf die Straßen, die ganz im Zeichen einer anderen Welt stehen.

Das Siegel des echten Glaubens ist die Gebetsschrunde auf der Stirn. Je größer, grauer und verkrusteter jene nie ganz verheilende (und, wie ich einmal beobachtete, im Notfall durch Kratzen offen gehaltene und mit Staub verdunkelte) Wunde ist, desto öfter und inniger hat der von ihr Ausgezeichnete den Kopf im Gebet auf den Boden geschlagen. Die Blicke unter diesen Malen sind häufig nicht freundlich, und erst nach einigen Tagen erfasse ich die unerhörte Zahl ihrer Träger, die mit ihren grauen Kaftanen und schnellen Bewegungen in der Masse der mit den vertrauten Insignien des westlichen Wohlstands Ausgezeichneten rasch unsichtbar werden.

Nach Unsichtbarkeit streben auch die vollkommen verschleierten Frauen, deren kostbare Augen oftmals noch hinter einer Sonnenbrille verborgen sind. Auf das fremde Auge hat das einen unerwünschten Effekt; unwillkürlich heftet sich der Blick an die schwarze Gestalt und ihr behauptetes Geheimnis. Zum Aushängeschild eines strengen Islam taugen die Frauen indes nur selten. Sei es beim amerikanischen Fast-food oder einem kurzen Halt bei den an jedem Kiosk angeketteten Mobiltelefonen – immer hat die abweisende Verhüllung Lücken. Lugt hier ein begehrter Nike-Turnschuh, eine hautenge Jeans oder eine Strähne blondierten Haars aus den unzähligen Stofflagen hervor, fällt dort eine schnell wieder verborgene *Cosmopolitan* aus der Handtasche.

Wie sehr von der Unsichtbarkeit von jeho das Überleben abhängen muss, lerne ich in den sandfarbenen, labyrinthartigen und vollkommen leeren Gassen des koptischen Kairo. Hier, an der christlichen Wurzel der Stadt, empfängt mich zum ersten Mal Ruhe. Mit dem Schiff über den Nil kommend, auf dessen grüngrauer Oberfläche viele merkwürdig frisch aussehende Bäumchen treiben, erwartet den Besucher ein Kontrast, wie er größer kaum sein könnte. Hinter der Anlegestelle, die direkt an der breiten und viel befahrenen *Corniche* liegt, beginnt ganz unvermittelt ein Armenviertel. Die staubige, ungeteerte Hauptstraße mit den wenigen ärmlichen Bäckern und Metzgern, die kaum mehr als eine halbe, von Fliegen umschwirrte Rinderhälfte im gefliesten Halbschatten hängen haben, erweckt den Eindruck einer elenden Wüstenstadt. Nur mit Mühe halten sich die an vielen Stellen schon eingebrochenen Häuser aufrecht, und doch finden sich überall wohnliche Nischen, mit greller Farbe und zerfressenen Tüchern improvisierte Balkone und Zimmer.

Wie anders dagegen das von einer niedrigen Mauer begrenzte Christenviertel. Von innen erweist sich die Mauer als äußerst hoch, indem das ganze Viertel mit seinen schmalen Gängen gewissermaßen in die Erde eingelassen ist. Alles ist sauber, hell und leer. Die Häuser, welche die gepflasterten Gänge begrenzen, haben schartenartig schmale Fenster. Häufig tut sich ein nochmals abgesenkter Innenhof auf, der zu einer kleinen, durch herabfahrende Gitter jederzeit zu schützenden Basilika führt. Deren Inneres gemahnt an die orthodoxe Tradition, von der sich die urchristlichen Kopten, das Menschsein Christi verneinend, früh lossagten. Ein Mosaik zeigt den heiligen Georg bei der Tötung des Drachen, und tief in einer Nische verborgen ist jenes Joch in die Wand eingelassen, mit dem der Heilige gefoltert wurde. Heute dient es zur Andacht, und tatsächlich sehe ich im diffusen Licht einen Mann, der, den Hals in die rostige Schlinge gelegt, flüsternd ins Gebet versunken ist.

Nach und nach wird sichtbar, wie sehr das ganze Viertel als Festung gebaut worden ist. Leicht sind die engen Gassen von den oberen Fenstern aus zu kontrollieren, überall ermöglichen Tore das schnelle Abschneiden des Weges, während die verschachtelten Häuser allesamt durch Gänge miteinander verbunden sind. Die Leere der Gassen wandelt sich unter meinen auf dem Pflaster hallenden Schritten zur imaginären Fülle der Augen hinter den Ritzen, Fenstern und Gittern. Im Schutze der christlichen Minderheit, die in wechselnder Intensität stets einen Teil der kulturellen und wirtschaftlichen Elite stellte, hat in der hintersten Ecke des Viertels ein Kuriosum überlebt: Die jüdische Synagoge entstand im elften Jahrhundert, als die stets von hohen Steuern belasteten, aber auch beschützten Kopten aus Geldnot eine ihrer Kapellen an die jüdische Gemeinde verkauften. Der zierliche, mit reichen Schnitzereien ornamentierte Raum dient noch heute der etwa siebzigköpfigen jüdischen Gemeinde als Gotteshaus.

Kaum habe ich die schützenden Mauern des Viertels verlassen, schlagen Hitze, Smog und Lärm mir mit doppelter Intensität entgegen. Noch unerträglicher wird es in der Untergrundbahn, deren einzige Linie quer durch die Stadt führt. Der erste Wagen ist den Frauen vorbehalten und nur spärlich besetzt, während in den übrigen Waggons das Wasser von der Decke auf die dicht gedrängten Fahrgäste tropft. Dennoch gilt die Bahn als unglaublicher Fortschritt, und tatsächlich erreiche ich den altislamischen Teil Kairos um ein Vielfaches schneller, als es mit dem waghalsigsten Taxi möglich gewesen wäre.

Der Name röhrt von der Dichte der Moscheen, von denen sich etwa achtzig auf den wenigen Quadratkilometern dieses von der westlichen Zivilisation offenkundig nur marginal berührten Teils der Stadt drängen. Tatsächlich erfüllt das Viertel alle Träume des romantischen Orientalisten: Die lehmigen Sackgassen werden gesäumt von verwinkelten Bauten, in denen von Marmor und Alabaster bis zu Holz und Ton alle denkbaren Materialien verbaut sind. Vom Himmel ist nichts zu sehen, da gleich mehrere Lagen von Stores und Überhängen die engen Straßen verschatten. In den dicht aufeinander folgenden Gelassen hocken die Händler zwischen ihren meterhoch gestapelten Waren auf niedrigen Hockern, zumeist umgeben von einer wie zufällig versammelten Menschentraube. Man raucht die *Shisha*, spielt Schach, plaudert oder handelt, das ist so genau nie zu sehen. Während im neuen Kairo längst alles seinen an der Ware befestigten Preis hat, lebt der Wert der Dinge hier noch immer nur im Kopf des Verkäufers. Der Geschäftsverkehr ist unendlich langsam, es fällt kein lautes Wort, hier und da wird das stumme Einverständnis eines zweiten Verkäufers gesucht, die Ware noch einmal prüfend in die Hand genommen oder mit dem befeuchteten Finger poliert.

Abgesehen von den wenigen Bazarstraßen nahe dem ottomanischen Palast, wo touristischer Kitsch das Bild bestimmt, gehört das Viertel noch immer den Einheimischen. Die Gildenordnung ist intakt, und so finden sich in den unendlichen Reihen der schattigen Geschäfte die immer gleichen Waren. Während Gewürze, Seide, Schmuck oder Kleimöbel ausgezeichnet in das orientalische Klischee passen, wie es der romantische Maler David Roberts um 1840 mit Bildern dieses Viertels prägte, befremdet der Anblick der auf dem staubigen Boden gestapelten bunten Packungen mit Waschmittel, Keksen oder Kosmetik. Einerseits scheinen die industriell gefertigten, wohlbekannten Produkte den archaisch-romantischen Anblick zu zerstören. Andererseits aber verändert die staubige, wackelige und doch offenkundig seit Ewigkeiten bestehende Umgebung das Gesicht dieser Waren: Sie, die im reibungslosen Geschäftsverkehr der Heimat längst gesichtslos geworden sind, bekommen in ihrer Buntheit und der schieren Wiederholung der endlosen Stapel ein neues Antlitz. Jedes dieser Dinge wird Gegenstand einer neuen Verhandlung werden und zu einem anderen, nur ihm zukommenden Preis den Besitzer wechseln.

Je weiter ich auf der Suche nach etwas zu trinken – die sich im Kurzwarenviertel sehr schwierig ausnehmen kann – in die sich immer feiner verästelnden Ausläufer des Viertels dringe, desto dünner sind die Geschäfte gesät. Dafür nimmt die Zahl der träge auf der Straße spielenden Kinder, lethargisch in schattigen Gängen werkelnden Männer und der Frauen, die Einkäufe in billigen, an einem Seil befestigten Plastik-eimern nach oben ziehen, auffallend zu. Schnell wird hier deutlich, dass der Raum für jene, die in oder von der geschützten Sphäre des verweigerten Fortschritts leben können, zusehends enger wird. Mit der Länge der nicht enden wollenden, von Fliegen und Abfällen gesäumten Straßen schrumpft der intakte Lebensraum, den ich im Zentrum des Viertels beobachtet habe, immer weiter zusammen, bis er mir ebenso unwirklich vorkommt wie die heruntergekommene Noblesse des touristischen Zentrums rund um das *Nile Hilton*.

Wie zum Hohn strande ich auf dem Rückweg, noch immer wasserlos, in dem mitten zwischen den Gelassen der Juweliere gelegenen, von englischen Fensterschirmchen gezierten *Café Mahfouz*. Der Schriftsteller, der mit seinen Schilderungen dieses Viertels zum Nobelpreisträger wurde, ist längst in einen der klimatisierten

Vororte gezogen. Geblieben ist sein Name für ein Restaurant, in dessen angenehmer Kühle die oberen zehntausend Summen verzehren, von denen nur dreihundert Meter weiter monatelang gelebt wird.

Die Bilder beginnen zu verschwimmen. Der amerikanische Tourist, der wahllos seine letzten Pfundnoten vor dem Abflug zwischen den Bettlern verteilt. Die von den Abgasen zerfressenen Pharaonenstatuen zwischen den sich in immer neuen Höhen überlagernden Autobahnkreuzen. Das spontane Staunen, als in einem konturlosen Viertel plötzlich Glocken ertönen und ich wenig später vor einem katholischen Dom stehe und mich frage, woher das Weihwasser kommt. Der leblose Haufen in der Ecke einer tristen Straße, der sich auch dann nicht röhrt, als ich mehrere Noten auf seine schäbige Decke fallen lasse. Die übermüdeten Tagestouristen vor dem ägyptischen Museum, hinter dessen grotesk brombeerfarbenen Mauern die in der Masse belanglos werdenden Monamente warten. Das heilige Schauern angesichts der Holzsärge, die mit zwei täuschend echten Augen mahnend auf die modernen Grabräuber und ihre Kameras starren. Die Tiermumie, aus der ein jahrtausendealter Affenzeh guckt. Die Endlosigkeit der Nilbrücken und der aus dem Nichts auftauchende, meine Kamera forschlagende Soldat, als ich dort fotografiere. Die scheuen Paare im Zoo, den Blicken zufällig passierender Verwandter enthoben. Der hoffnungsfrohe Student, der beim Buchtrödler gegenüber der amerikanischen Universität ein hoffnungslos veraltetes Computerhandbuch kauft für ein System, das es längst nicht mehr gibt. Die Getränkeverkäufer mit ihren riesigen Kanistern schmutzig-roten Tees auf dem Rücken. Die Umstandslosigkeit, mit der vom Geschäftsmann bis zum Bettler jeder aus den ungespülten Bechern trinkt. Das Esel fuhrwerk, das neben dem Maybach fährt. Die heitere Gelassenheit der älteren Männer, die nie allein sitzen müssen. Die zerklüfteten Blöcke der Pyramiden, an die sich der Strand schon lange geschoben hat und die in Kürze von Häusern umgeben sein werden. Die Augen der Sphinx, die nun auf *Pizza Hut* schauen ...

Abrupt werde ich aus meinen Bildern gerissen, als plötzlich an einer Ecke des Platzes ein Tumult ausbricht. Von einer Sekunde auf die nächste hat sich eine riesige Menschentraube gebildet. Die Luft ist erfüllt von erregtem Geschrei. Ein junger, ungestümer Mopedfahrer hat ein kleines Mädchen gestreift. Während sich einige Frauen um das Kind kümmern, wird heftig auf den nun kleinlauten, von Männern umringten Jungen eingeredet. Als sich schließlich herausstellt, dass nichts weiter passiert ist, löst sich die Menge ebenso schnell auf, wie sie sich aus dem Nichts gebildet hat. Der Fahrer wird die Lektion nicht vergessen.

Es ist, als habe die Stadt mir zu später Stunde noch einmal zeigen wollen, wie hinter der scheinbaren Indifferenz und dem Chaos ihres täglichen Lebens doch ein sehr genaues Gesetz steht, zu dessen Schutz die Öffentlichkeit jederzeit bereit ist. So kommt es, dass es nicht das Bild der nervösen, zwischen Trägheit und Aggression schwankenden Soldaten und ihrer krummen Maschinengewehre ist, das ich wenige Tage später mit nach Hause nehme. Vielmehr ist es jenes einer solidarischen Öffentlichkeit, die zweifellos vor Umbrüchen und Verunsicherungen steht, von der jedoch zu erwarten ist, dass sie sich aus einem instinktiven Rechtsempfinden heraus gegen eine fundamentalistische Vereinnahmung zu verwahren wissen wird.

Wie zur Bestätigung meiner guten Hoffnung sitzt, als ich aufstehe und gehe, der vom Schrecken noch etwas blasse Mopedjunge zwischen den Männern, die eben noch wild auf ihn eingeredet haben. Jemand hat ihm etwas zu trinken besorgt, man schafft eine *Shisha* herbei, ist versöhnt und lässt dem Treiben der Nacht seinen Lauf.